

# *Was ist Gott?*

*2023*

BECOMEYOURSELF

Ich sitze mit schwerem Kopf und zittrigen Händen vor meinem Laptop in der Bibliothek und versuche – nicht zurückzukommen, sondern klar zu werden, über das was passiert ist, und anzukommen, um neu starten zu können. Mein Kopf schwimmt – auch von Müdigkeit, aber vielmehr von einer Art Schwermut, die mich schon seit langem nicht mehr derart heimgesucht hat. Ich frage mich, warum ich weiter studieren sollte, was ich hier gerade mache, was mir wirklich Freude bereitet – und stoße immer wieder auf dieselben Antworten. Ich will weg. Ich will mehr. Ich will alles – nur nicht hier so sitzen. Wäre die Welt eine Geschichte, so wollte ich sie schreiben – wäre sie ein Bild, so wollte ich sie malen, wäre sie eine Figur, so wollte ich sie meißeln – doch die Welt ist keine Geschichte, keine Figur, kein Bild – sie ist so viel größer, als das alles. Sie ist ein buntes Farbenmeer, doch ich finde keine Farben sie zu zeichnen. Sie ist eine unendliche Geschichte; aber lebt nur in der Einzelnen, insofern wir um ihre Bruchstückhaftigkeit wissen. Alles ist Bruchstück; alles ein Anfang, alles Chaos – und alles rollt und dreht in seinen Bahnen auch ohne uns. Ich wollte einmal Deutschland retten, bis ich erkannte, dass geschichtliche Bilder sich wandeln, und Ruinen Ruinen bleiben, auch wenn wir versuchen, sie durch

Ketten und Eisennägel aufrecht zu halten. Ich wollte zu den Sternen fahren, bis ich erkannte, dass es andere auch ohne mich machen. Was wollte ich nicht noch alles? Was war noch nicht gewollt, da ich es in meinem Hirn für mich entdeckte, begeistert als Neu-es feierte, um dann zu erkennen, dass ich das Neue in ihm fand, die Welt ihm aber als schon immer Dagewesenes allein mit Schulterzucken gänzliche Missachtung zollte?

Wer bin ich? – Ist die Frage, die durch meinen Kopf raunt, gerade da ich meinte, sie verscheucht zu haben. Wer bin ich? Was will ich? Was soll ich? Wohin führt der Weg? Wohin führt mein Weg? Bin ich verzweifelt? Enttäuscht? Traurig? Des Lebens müde? Mein Leben kennt keinen ruhigen Pol, weil ich keinen kenne. Zweifel ich an meinem Ziel, so zweifele ich an meinem Leben, denn mein Leben ist nichts ohne mein Ziel. Es gab Augenblicke, da glaubte ich an etwas wie Liebe, an etwas wie Schönheit, an etwas wie Freude und ein Leben, ja normal, aber schön, normal aber heilig, normal aber leuchtend. Doch ich weiß weniger denn je, wie ich dahin gelangen könnte. Alle Mädchen meinen Alters und jünger scheinen mir so weit entfernt zu sein, dass ich mich noch am nächsten den Jüngsten, ja den Kindern fühle, die mit allem spielen, weil ihnen noch nichts

schwer ist. Im Spiel bin ich ihnen nahe, weil ich selbst ein Spieler bin. Doch sobald sie daraus entwachsen, und etwas ernst nehmen wollen, tut sich ein entsetzlicher Graben auf. Ich finde keine Augenhöhe in dieser Ernsthaftigkeit. Ich finde keine Augenhöhe. Ich fühle mich leer und ausgefressen. Warum? Weil ich mich 3 Tage durch Weihnachten schleppte und dann 10 Tage an Kinder und Jugendliche verschenkt habe, die dieses Geschenk weder begreifen noch brauchen. War es umsonst? – Nein, das hieße mich selbst verachten, aber das tue ich nicht. Ich merke vielmehr, wie ich die umfassende Aufgabe und Macht genossen habe, die volle Verantwortung zu tragen. Ich lebte meinen Film, mein Programm, ich konnte und musste außerhalb seiner Grenzen nicht denken. Das war großartig. Doch wie mache ich weiter. Wie finde ich hier mein Programm, meinen Film, der mich hineinwirft in eine Geschichte, deren Teil ich sein will? Ich fühle mich hin und hergerissen. Dort sind Bücher – theoretische Grundlagenwerke zu Geschichte und Wirtschaft und Philosophie, dort Romane, die der Welt Bilder einhauchen, die sie braucht um auch innerhalb der Grenzen von vier Wänden in Schönheit zu tauchen – hier sind meine Lehrbücher, die mir Kraft und unermessliche Mühe abringen, wissentlich, dass nur ein Bruchteil

zur Gänze durchdrungen werden kann. Hier ist der Jugendbund, meine Wahlfamilie, mein Freundschaftsbund, der meine Träume von Höherem nicht zu stillen vermag, hier meine wirkliche Familie, die mir trotz allem irgendwie ein Halt ist – und doch – es reicht mir alles nicht. Ich weine, nicht weil ich mich verloren fühle, nicht weil ich mich allein fühle, nicht weil ich nicht weiß wohin und woher; sondern, weil ich will, dass dieser Kopf, diese Arme und die-ses Herz in den Dienst der alleinigen Zukunft gestellt werden, mit welchem Ziel auch immer. Ich weine, weil ich fürchte zu versagen, und am Ende meines Lebens von meinen Träumen auf den Richtstuhl gezerrt und schuldig gesprochen zu werden – schuldig des Unterlassens. Du hättest da-mals, heißt es dann, den Mut haben müssen, aber du warst zu feige. Bin ich zu feige? Was könnte ich mehr tun? Welche Gelegenheit schlug ich aus? Welche ließ ich unversucht? Woran habe ich gefrevelt? Welchen Keim der Zukunft zerschlagen? Es schreit durch meinen Kopf und ich weiß nicht, zu antworten. Ich weiß nicht, was richtiger wäre, als das, was ich gerade tue, ich weiß nicht, was mutiger, schöner und wahrer wäre – ich weiß es nicht. Soll ich ein Buch schreiben, so werde ich es tun. Soll ich ein Gedicht, ein Lied, ein Buch, ein Theater oder Singspiel

schreiben, so werde ich es tun. Soll ich studieren, soll ich nach und durch Afrika fahren, soll ich lernen oder kämpfen, lieben oder leiden, so werde ich es tun. Ich will das Schwerste auf mich nehmen, weil ich weiß, dass ich es will, dass ich es brauche, dass ich so andere entlasten kann, die Leichtigkeit brauchen, um schaffen zu können. Ich kenne keine Leichtigkeit, ich kenne ohnehin nur Schwere. Und kommt sie nicht von Außen, so erfüllt sie mich von Innen. Je schwerer es mir aber außen wird, desto leichter werde ich innerlich . und je leichter es mir außen wird, desto schwerer werde ich innerlich. Ich brauche Gleichgewicht – das aber heißt – äußere Schwere für innere Leichtigkeit – so bin ich am Glücklichsten.

Ich lebe in einem Sollen. Wer mein personalisierter Dritter, mein Gott, ist? Ich weiß es nicht. Ich würde es gerne wissen. So weiß ich nur, ich soll dies oder jenes. Aber was will ich? – Genau das weiß ich nicht, weil ich selbst nicht bin, obzwar ich vielleicht denke. Ich lebe wie eine Maschine, wie ein Zahnrad in einem Getriebe, und ich weiß, es kann nicht anders sein. Ich wollte es immer so. Ich wollte mich an die Zeit heften und an ihren Speichen durch Wind und Regen hoch und hinab kreisen. Ich wollte es so. Und doch muss ich mich zuweilen fragen, ob das immer so bleiben kann.

Wie soll ich lieben, wenn ich selbst gar kein Liebender, sondern nur ein Sollender bin? Wie soll ich lieben, wenn selbst und gerade meine Liebe ein Ausdruck meines Sollens ist? Wie soll ich einen Menschen finden, der sich mit mir dreht, und doch zum Ruhepol an meiner Seite wird? Wie soll ich überhaupt Ruhe finden in diesem ewigen Zirkelschluss der Bewegung, die nicht still steht, weil die Zeit nicht still steht? Ist gerade das die Kunst des Lebens, Ruhe zu geben und zu bewahren im ewigen Wandel? Aber ist ewiger Wandel nicht auch nur durch sich wandelnde Menschen? Oder wandelt die Zeit den Menschen von alleine, und alle die meinen, sie wären es gewesen, waren doch nur vor-schnelle Unruhige, deren Opfer deshalb vergeblich war, weil die Zeit sie früher oder später eh eingeholt und überholt hätte? Was aber kann dann der menschliche Wille? Gaukelt er uns nur vor, was ohnehin geschieht? Treibt er wie ein kleiner Fisch in einem großen Ozean, zwar einmal hier – ein-mal dorthin schwimmend, aber doch am Ende nur dem großen Strom Stück für Stück folgend, der alles ohne jemals zu fragen mit unerbittlichem Zwang vorwärts schiebt – wie das kilometerhohe Packeis Sand und Steine? Was aber vermag dann der Mensch? Allein Leben wie es ihm gelehrt wurde?

Definiere ich Gott als höchstes objektives Drittes bezogen auf die gesamte Menschheit, so ist er jene moralische Instanz, die die Menschen zur Menschheit formiert, indem er ihnen ein Recht verspricht und verschafft. Denn dort, wo es eine allgemein akzeptierte höhere Instanz gibt, wird ein allgemeines Recht erkannt, wird Rechtsprechung möglich und Gleichheit vor dieser höheren Instanz verwirklicht. Denn Gleichheit folgt nur aus absoluter Ungleichheit. Ich kann Dinge nur in Bezug auf etwas gleichmachen. Auch Gleichheit braucht demnach ihren Bezugspunkt. Sind alle Menschen vor Gott gleich, so haben wir die Rechtfertigung in der Ungleichheit von Gott und dem Menschen. Gott wäre demnach ein Recht, Anspruch, und eine Verpflichtung, die deswegen allgemein ist, weil sie von allen akzeptiert ist. Jeder darf sich darauf berufen, jeder kann danach gerichtet werden. Gott wäre eine Art von vergesellschafteter Moral, die durch absolute Heiligsprechung als Fundament für Gesellschaft und Gemeinschaft überhaupt, jeder Diskussion entzogen wird, um dem Menschen das Recht zu entziehen, die Gesellschaft, die Gemeinschaft, letztlich Gott selbst in Frage zu stellen. Gott wäre demnach die Ordnung, ein Kodex an Regeln, der die Gesellschaft über die Kritik des einzelnen hinaushebt. Gott wäre eine internationale Ordnung, die dem Gläubigen zumindest zu

einem Recht zu helfen verspricht – dem göttlichen Recht. Gott ist nicht das Gute, Wahre, Schöne – er ist vielmehr ein höchster Richter – der höchste Richter, der deswegen eine so große Macht entfaltet, weil er als Stimme des Rechtes in jedem einzelnen Menschen laut werden kann – im Gewissen. Das Gewissen ist die Stimme Gottes, weil es als jenes anerzogene gesellschaftliche Dritte im Menschen wirkt, das uns stets auf die Finger schaut und unsere Handlungen überprüft. Warum bezeichnen wir diese Rolle als „Drittes“? – Der erste bin ich, ich kann mir nicht Richter sein, weil ich befangen bin, der zweite bist Du, auch Du kannst mir gegenüber befangen sein, der Dritte aber sind wir – wir sind weder Dir noch mir gegenüber befangen, weil wir beide, solange wir uns als wir akzeptieren, wissen was für uns beide gut oder schlecht ist. Wir können also über jeden von uns unbefangen richten und nehmen damit die Rolle jenes Richters ein, der unbefangen auf uns alle blickt und Gerechtigkeit übt, weil ihm volle Unbefangenheit zugesprochen wird. Dieser Dritte nun, unser Wir, unser Bund, unsere Gemeinschaft, unsere Gesellschaft, unser Vertrag, unsere Freundschaft oder Kameradschaft, wird uns als großes, drittes, Abstraktes zu einer ominösen geheimnisvollen Macht, die uns lenkt und führt und richtet. Wir können uns in uns selbst unwohl fühlen, weil wir

sie spüren – wir können die berühmten zwei Seelen in einer Brust fühlen, weil wir das Dritte als Fremdes wahrnehmen, das uns zu zerreißen droht. Dieses Dritte, aber das nennen wir – je nachdem, wo wir es antreffen – Familie – dort heiligen wir das Blut – Volk – dort heiligen wir das Blut – Bund – dort heiligen wir unser Ziel – Land – dort heiligen wir unser Gebiet – Welt und Menschheit – dort heiligen wir alles und jeden und nennen es Gott. Das Dritte – es ist Familie, Volk oder Land, Welt oder Menschheit. Es ist unser letzter Grund, und wollen wir versuchen zu erfassen, was unser letztes Drittes ist, so müssen wir uns fragen, was uns in uns zum Sollen zwingt. Sollen wir für Gott? Für unser Volk? Für unser Land? Wer hat Anspruch auf uns? Wer darf von uns etwas fordern? Immer neigten Menschen dazu das Unantastbare, geheimnisvolle, von Generation zu Generation in Mythen und Erzählungen übertragene zu heiligen. Ward das Dritte darum heilig, dass es der Mensch als schweigende Macht zu fürchten und akzeptieren lernte? – Oder heiligte er es, um es zu fürchten und akzeptieren zu können? – Es ward heilig, weil der Mensch zuerst erkannte, dass die Ordnung und das Recht ihm zu Freiheit und Gerechtigkeit verhelfen – dass aber keine Ordnung, immer das Gegenteil hervorrufen würde. Ordnung aber ist – Frieden, Sittsamkeit, Gesellschaft, die Herrschaft dessen,

was der Mensch als Grundlage zu Wachstum und Gedeihen benötigt. Das Dritte, Gott, als die Grundlage der allein Wachstum und Gedeihen ermöglichenden Ordnung zu verstehen, hilft uns zu begreifen, warum derjenige, der Gott anzweifelte, eben nicht nur mit Gott, sondern vor allem mit unserer Ordnung brach.

